

Weisses Haus unter den Wolken

Kunsthaus Baselland: Werke von Rochelle Feinstein, Naama Tsabar und Rosella Biscotti



Selbstporträt mit viermal Haut. «The Wall of Self» von Rochelle Feinstein. Foto Kunsthaus Baselland, Serge Hasenböhler

Von Christoph Heim

Nur ein paar wenige Lichtdurchbrüche gibt es auf ihrem grossformatigen Gemälde, das wie ein Blick in einen düsteren Himmel annahmt. Graue, braune und schwarze Wolken stossen auf dem Bild der New Yorker Malerin Rochelle Feinstein aneinander. Schieben sich übereinander. Überlappen sich, sodass ein beinahe undurchdringlicher Vorhang entsteht. Er hat kein unten und kein oben, kein rechts und kein links. Es gibt einfach keine Orientierung in diesem Gewölbe.

Da gewahrt man die etwas befremdlich anmutenden Längen- und Breitengrad-Angaben, die am unteren Rand des Gemäldes notiert sind. Es handelt sich um die Koordinaten des Weissen Hauses, festgehalten in einer veralteten Notationsweise, wie sie zu Zeiten des von Donald Trump hochgeschätzten Vorgängers Andrew Jackson, der von 1829 bis 1837 die USA regierte, verwendet wurde. Das Zentrum der US-amerikanischen Macht liegt auf dieser absurden «Map» unter einer undurchdringlichen Wolkendecke, die auch dann nicht aufreißt, wenn man sich, vergleichbar mit der Zoomfunktion bei Google, dem Gemälde nähert.

Für Feinstein, die zurzeit im Kunsthaus Baselland ihrer neuesten Bilder vorstellt, ist dieses Gemälde Teil ihrer

Auseinandersetzung mit der Welt der Politik, von der sie sich im Zeitalter des Maulhelden Trump nur zu gerne mit einem Achselzucken abwendet. Dabei entstehen hinreissende abstrakte Male-rien, die dank eines pointierten Titels plötzlich einen überraschend politischen Sinn bekommen.

Freiluftmalerei in Falten

Rochelle Feinstein (geb. 1947) ist eine überaus vielfältige Malerin und zugleich eine Konzeptkünstlerin. Viele Jahre war sie als Kunstlehrerin an der New Yorker Yale University tätig. Sie hat auch eine vierteilige Malerei über die menschliche Haut, die «Wall of Self», mit nach Basel gebracht. Oder einen riesigen weissen Vorhang mit dem Titel «Ear to the Ground», auf dem lauter launige Sprüche festgehalten sind, die sie im Laufe der Jahre als tagebuchartige Einträge gemacht hat.

Ihr Sinn für hintergründige Ironie wird beinahe in jedem Werk deutlich. So nennt sie die zwei riesigen Tücher, die an militärische Tarndecken gemahnen, «Plein Air I und II». Um dieser Freiluftmalerei Gebrauchs- und Transportspuren einzuschreiben, hat sie die Dreiecke für die Reise nach Basel in enge Koffer gestopft, sodass die zahlreichen Falten zu einem integralen Bestandteil der Malerei wurden.

Nicht ohne Ironie sind auch die Arbeiten der New Yorker Kollegin

Naama Tsabar (geb. 1982), die im Untergeschoss des Kunsthauses ausgestellt sind. Die Israelin, die vor Kurzem noch im Guggenheim-Museum in New York eine Performance aufführte, hat eine vielgliedrige, technisch überaus ausgeklügelte Soundinstallation aufgebaut.

Während im einen Raum ungewöhnlich grosse Lautsprecherkästen hängen, auf deren beigen Stoffoberflächen bunte Elektrokabel aufgespannt sind, wird der andere von zwölf eng beieinander stehenden Mikrofonen dominiert, die mit ihren auf dem Boden aufgeklebten Kabeln in den ganzen Raum ausstrahlen. Jedes Mikrofon ist mit einer anderen Lautsprecherbox verbunden, sodass ein einziger Sänger im einen Raum im anderen zu einem Konzert aufspielen kann, dessen Klänge im raschen Wechsel aus allen Ecken kommen und den Raum so als spannende Klangarchitektur erlebbar machen.

Putsch beendet Ausgrabung

Tsabar zeigt zudem riesige, dreifach zusammengeklebte Filzstoffe, die sich unter dem Zug von Stahlseilen wölben und so Resonanzkörpern werden, wenn sich Musiker oder auch Besucher an den Drähten zu schaffern machen. Die skulpturalen Filzinstrumente werden übrigens während der Art Basel im Juni zu bestimmten Zeiten von Musikern zum Singen gebracht, sodass man das Kunsthaus für einmal als Konzerthaus erleben kann.

Die Dritte im Bunde dieser ausschliesslich von Künstlerinnen besetzten Gruppenausstellung ist die Italienerin Rosella Biscotti (geb. 1978). Ihre «The City» genannte Videoinstallation widmet sich den Ausgrabungen in Catalhöyük in der Nähe der türkischen Stadt Konya, die sie zusammen mit ihrem Filmteam dokumentiert. Sie zeigt auf ihrer funktionalen Videoinstallation Archäologen von der Stanford University und von türkischen Universitäten bei den Grabungen in einem stadtähnlichen Gebilde, das viele Etagen umfasst.

Sie zeigt auch einen Trupp Männer, der im Sommer 2016, als die Dreharbeiten stattfanden, die seit zwanzig Jahren betriebene Ausgrabungsstätte mit Sandsäcken zumachte. Biscotti erklärt uns, dass nach dem Putsch gegen Erdogan die Aktivitäten der Universitäten landesweit brutal zusammenge-stutzt wurden, was sie bei ihrem Dreh vor Ort unmittelbar erlebte. Im Film sieht man nun, wie die unterirdische Stadt verschlossen wird und am Schluss nichts anderes zu sehen ist als das, was vor den Grabungen war: eine unauf-fällige türkische Landschaft mit einer tief reichenden Geschichte.

Die Ausstellung im Kunsthaus Baselland, Muttenz, dauert bis zum 16. Juli.

Freistil

Liebe Göttin, gib uns Klarheit

Von Christine Richard

Jede Wette, dass sich die Sexismusdebatte in nicht allzu ferner Zukunft wieder auf die alte Streitfrage wirft: Wie hältst du es mit der Sprache? Was sollen wir schreiben: Liebe Leser und liebe Leserinnen? Oder lieber: Liebe Leserinnen? Liebe Leser/innen? Oder nur «liebe Leser», genügt Ihnen das, liebe Leserin?

Frage: Wenn das Theaterpublikum, zumal im Ballett, zu 70 Prozent aus Frauen besteht, ist es dann nicht furchtbar ungerecht, von «Zuschauern» zu sprechen? Auch könnte man fragen: Wenn der Vorstand eines Konzerns zu 80 Prozent aus Frauen besteht, dann ..., nein, falsches Beispiel, kommt in der Realität nicht vor.

Allerdings kommt es vor, dass Bankformulare die weiblichen Kunden (Kundinnen) nicht als Kundinnen ansprechen, sondern als Kunden. Dagegen hat kürzlich eine 80-jährige Dame in Deutschland geklagt. Sie fühlte sich durch die unweibliche Formulare diskriminiert. Natürlich wurde ihr Wunsch nach gleichberechtigter Behandlung bankseits abgeschmettert, haben doch Banken genug damit zu tun, sich selbst zu behandeln, weil ihnen Finanzkrisen und US-Richter immer neue Wunden schlagen.

Wie alte Damen so sind, sie geben nicht auf. Am Ende musste sich der Bundesgerichtshof mit dem Fall befassen. Die Richterin (!) entschied: Die Formulare dürfen männlich bleiben. Klaro. Bemerkenswert ist die Begründung. Sie lautet sinngemäss: Auch Gesetzestexte würden nur männliche Bezeichnungen verwenden. Durch die männliche Anrede «Kunde» sei die Frau nicht wegen ihres Geschlechts benachteiligt.

Gut so. Ein salomonisches Urteil, das Schule machen sollte. Also: Wenn Frauen nicht durch die männliche Anrede benachteiligt werden, dann können Männer auch nicht durch die Anrede «Kundin» benachteiligt sein. Also immer tapfer Kundin schreiben. Einfach immer die weibliche Form wählen. Weg mit der umständlichen Doppelanrede, liebe Leserinnen (die lieben Leser sind mitgemeint).

Es ist effizienter, eleganter und erst noch höflicher gegenüber den Frauen, immer die weibliche Form zu nehmen. Liebe Kundin, liebe Leserin, liebe Chefredaktorin. Der Käufer im Baumarkt ist eine Kundin, was sonst. Mein Arzt kann sich nicht beschweren, wenn ich ihn als Ärztin bezeichne. Ist doch keine Diskriminierung. Hoch leben die Direktorinnen, Müllerarbeiterinnen, Gewichtsheberinnen (der Mann ist mitgemeint).

Die Sprache gibt uns täglich neue Rätsel auf. Zum Beispiel: Warum heisst es, ein Mann sei «verwitwet», obwohl er ohne Zweifel ein Witwer ist und keine Witwe? Müsste er nicht als Mann verwitwert sein?

Liebe Göttin, gib uns unser täglich Brot und dazu einen Schluck Klarheit. Amen.

Schlachten der Liebe, Schlachten des Kriegs

Soldat begegnet Jungwirtin in Belfort, anno 1870: Der historische Roman «Blanchefleur» der Schweizer Autorin Anita Siegfried

Von Peter Burri

Frankreich im Ersten und Zweiten Weltkrieg, Frankreich und seine Kolonialkriege: Dazu sind in den letzten Jahren immer wieder mal literarische Aufarbeitungen aus dem Land selbst in deutscher Übersetzung zu uns gelangt. Dass eine Schweizer Autorin sich nun in die Wirren um den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 vertieft, der hierzulande oft nur noch durch das Luzerner Bourbaki-Panorama in Erinnerung gerufen wird, aber auch den blutigen Pariser Kommunenaufstand auslöste, ist an sich schon bemerkenswert. Und dass sie als Ausgangspunkt Belfort wählt, das den deutschen Truppen bis zur französischen Niederlage standhielt, was der monumentale Löwe an seiner Festung bezug (ein Werk von Frédéric-Auguste Bartholdi, der auch die New Yorker Freiheitsstatue

schuf), ist für die Basler Leserschaft zusätzlich interessant.

Schon 2016 legte die auch als Kinderbuchautorin bekannt gewordene Anita Siegfried mit «Steigende Pegel» einen historischen Roman vor, der sich um die verrückte Idee des Mailänder Ingenieurs Pietro Caminada drehte, einen Kanal von Genua durch die Alpen nach Basel zu bauen. Mit «Blanchefleur» nun kombiniert sie Zeitgeschichte mit der Geschichte einer unmöglichen, sich nach Jahrzehnten vielleicht erfüllenden Liebe.

Die schöne Blanche

Verletzt kommt der junge und charismatische Noël Lambert nach seinem Kriegseinsatz 1870 im fast ausgehenden Belfort an, wo er in der zum Lazarett umfunktionierten Auberge du Cygne einquartiert wird. Bald funkt es zwischen ihm und der schönen Jung-

wirtin Blanche, die dort beherzt den Laden schmeisst. Doch Noël zieht es in die Wälder bei Tours zurück, wo seine obsessive Mutter ihn als des Lesens unkundiges Naturkind aufwachsen liess, um ihn vor aller Unbill der Welt und dem sich abzeichnenden Krieg zu bewahren. Womit sie jedoch das Gegenteil bewirkte: Noch nicht volljährig haute der Junge ab, um sich freiwillig zu stellen.

In Rückblenden und dann auf verschiedenen Schauplätzen nach dem Krieg – bis hin nach England und Kanada, wohin Noël nach einem vermeintlichen Mord flieht – fühlt die Autorin sich in die Irrfahrten eines mehrfachen Opfers seiner Zeit ein, das seine erste Liebe in Belfort zeitweilig nicht vergessen kann, zumal Noël bei einem Wiedersehen dort erfährt, dass er der Vater ihrer Zwillingssöhne ist. Doch Blanche hat sich unterdessen mit einem

Mann arrangiert, der sie mit ihren Kindern akzeptierte. Was sich freilich nicht als Dauerlösung entpuppen sollte. Bei einem späten Treffen in Paris, wo der eine Sohn sich zum Pianisten mausern will, begegnen sich Blanche und Noël kurz vor der Jahrhundertwende wieder. Der Rest bleibt offen.

Ausgiebig recherchiert

Anita Siegfried hat ausgiebig recherchiert. Das gibt ihrem Roman eine Grundlage, auf der geschichtlich interessierte Leserinnen und Leser viel erfahren, was nicht in unseren Lehrbüchern steht. Gleichzeitig verfügt sie über eine literarische Empathie, die immer wieder zu packen weiss. Manchmal beisst sie das, zum Beispiel, wenn die Autorin zu viel zitiert – aus Dokumenten oder zuletzt aus Emile Zolas Roman «La Débâcle». Manchmal schweift sie auch erzählerisch zu weit aus.

Dazu kommt, dass sie mit zeitgenössischen sprachlichen Einsprengseln wie «frustrieren», «aufteilen» oder «Party machen» ihre sonst stimmige Beschreibung der Zeit gelegentlich willtürlich hintertreibt. Doch mit Kapitel- und Zeitschnitten, die einen immer wieder in eine neue Situation versetzen, verführt sie zum Dranbleiben – vorausgesetzt, man hat ein Interesse an jener Epoche und ist zugleich von der Neugier geprägt, ob alte Liebe tatsächlich nicht roset.



Anita Siegfried: «Blanchefleur», Bilgerverlag, 2018, 252 S., ca. Fr. 30.–